



13. Jahrgang.

Blumenau, im Dezember 1920.

Nr. 12.

Andacht.

Isajas 60, 1. Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir.

Dies Wort wurde dem jüdischen Volke zugerufen, als es in der Knechtschaft sah, an den Wassern zu Babel, und weinte, wenn es an Zion gedachte. Uns Klingt das Wort als Mahnung entgegen, daß wir uns auf Weihnachten rüsten.

Aber können wir Licht werden?

Wenn einer innerlich Licht sein soll, voll Singen und Klängen, so muß er ein Mensch sein, in dem Gott wohnen kann. Sind wir so? Ich glaube, wir gleichen eher den Leuten zu Lots Zeiten, von denen Jesus sagt: sie aßen, sie tranken, sie kaufsten, sie verkaufsten, sie pflanzten, sie bauten. Wer in Brasilien lebt, wird von der Sucht gepackt, Geld zu machen. Wie selten ist Sinn für Höheres zu finden, davon die Seele lebt, für die Pflege von Geistesgütern und Herzenseigenschaften. Eine Sache ohne Lohn, allein aus der Freude zu ihr zu tun, wird ganz verlernt. Wer davon noch etwas von drüben mitbringt, hat bald alles über Bord geworfen.

Und unsere Jugend? Geht deren Sinn nicht viel zu sehr auf Gewinn und die Neuerlichkeiten des Lebens aus? Und wie viele gehen früh verdorben ihren Weg. Aber ernste Mahnungen finden gar zu oft nur ein verständnisloses oder mitleidiges Lächeln als Antwort.

Und daneben geht das Leben seinen Gang und legt den Menschen Lasten und Sorgen auf den Rücken. Der Eine schleppt sich müde und abgearbeitet dahin, dem Andern will alle Hoffnung auf bessere Zeiten schwinden. Er ist zermürbt. Ohne Lebensfrische und Lebensfreude blicken viele ins Dunkel ihrer Tage.

Und wenn nun Weihnachten kommt, und uns die frohen Weisen durch den Sinn klingen, und wir anheben, sie zu singen, kommen da nicht die Gedanken an die Unsern drüben und an unser Volk? Bleibt da nicht alle Fröhlichkeit uns in der Kehle stecken? Wie können denn die drüben jetzt Weihnachtslieder singen? Und wenn sie's tun, so können sie die nur singen wie die deutschen Gefangenen im Gefangenentaler zu Sonilly in Frankreich sie gesungen haben. Da standen im Dezember 1916 die deutschen Soldaten zu Tausenden im Stacheldrahtpferch, bis an die Kniee, bis über die Kniee im gestierenden Morast. So eng gepfercht, daß kein Schuh mehr Platz hatte. Tagelang standen sie so. Zu essen gab's nichts und der Ostwind pfiff über die arme Herde und der Regensturm peitschte sie. Und als der heilige Abend kam, da schrieen die Tausende ihres Herzens Not hinaus im Liede: Stille Nacht, heilige Nacht. Wird nicht so in den Weihnachtsliedern drüben auch jetzt die Herzensnot zum Himmel schreien?

Wie kann es denn da in uns Licht werden? Wer könnte denn da unser Inneres Licht machen?

Einer kann! Einer, der durch die Nöte und Stürme des Lebens geschritten ist und ist Licht geblieben: Jesus.

Die Wetterwolken des Schicksals umhüllten sein Leben,

aber er ist hindurchgeschritten in der Gewissheit, daß alle Wege im Licht enden.

Er ist zusammengebrochen unter den Aufgaben, die ihm gestellt waren, aber er hat sie gelöst in der Kraft seines Gottes, dem er sich ergeben hatte auf Leben und Tod.

Er ist versucht worden gleich wie wir, aber das Gotteshand hat nicht anders wandeln können, als in Herzensreinheit.

Er hatte Gewalt über die Menschen. Aber er hat nichts für sich gewollt. Er hat für Gott und die Menschen gearbeitet: daß Gottes Reich sich ausbreite in den Menschenherzen, und die Menschen erfüllt würden von Herzensseligkeit.

Er kann auch Licht bringen in unsere dunklen Seelen hinein. Er gibt Hoffnung den Hoffnungslosen, er gibt Stärke dem Untermöglichen, er weckt Stolz und Seelenadel in den Menschen, daß sie sich zu gut sind für Niederes und Gemeines, und er lehrt die Menschen, alles Heil und alles Glück im Reichtum des Herzens zu finden, in Dingen, die im Leben äußerlich nichts einzubringen pflegen.

Er allein kann auch unserm armen deutschen Volke wieder aufzuhelfen aus seiner Not und Verlorenheit.

Gib dich der Kraft und der Ursprünglichkeit seines Geistes und seines Willens hin, du wirst erfahren, was das alte Lied singt:

Das ewige Licht geht da herein und gibt der Welt ein' neuen Schein; es leuchtet wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Halleluja!

R.

Ernste Zeiten.

Nicht von ernsten Zeiten im wirtschaftlichen Leben will ich hier reden, sondern von so mancherlei anderem ernsten, über das unsere lieben Leser einmal nachdenken sollten, wel es sich um Glaubensbrüder, letzten Grundes sogar um unseren Glauben selbst, handelt.

Welche Zeitung wir auch ausschlagen mögen, im Mittelpunkt steht beinahe immer ein kleines Stük deutscher Landes, das die Pole haben möchten, Oberschlesien; von dem, wie es dort heute zugeht, sei nur ein Beispiel hier erzählt:

Im Jahre 1770, zwei Jahre vor der ersten Teilung Polens, drang ein Hilferuf deutscher Bedrängnis an das Ohr Friedrichs des Großen. Nähe der schlesischen Grenze wurden deutsche Bauern von ihrer polnischen Obrigkeit aufs drückendste geplagt und bedroht — ihr Deutschtum und Evangelium war in Gefahr.

Friedrich der Zweite ließ sich nicht vergeblich bitten. In der Stille handelte er. Ein tatkräftiger Offizier, der Leutnant von Woyrsch, der Urgroßvater des im Weltkrieg bewährten Generalfeldmarschalls, erhielt den Befehl, die bedrängten Deutschen über die preußische Grenze zu holen. Mit 50 Husaren führte er den Befehl aus, und unter seinem Schutze hielten die Geretteten ihren Einzug in den jetzigen Kreis Pleß, mit Bieh und Hausrat und aller Habe, und erhielten Land und Wohnsitz angewiesen. Die neue deutsche Kolonie auf schlesischem Bo-

den wurde — nach dem Namen des Besitzers der Herrschaft — Anhalt genannt.

150 Jahre hat die deutsche Bauernkolonie unter preußischer Hoheit in Fleiß und Frieden ihre Felder bestellt und ihre deutsch-evangelische Art gewahrt. Im Jahre 1920 brach das Verderben über sie herein.

Am 20. August rückten polnische Banden in Stärke von 400 Mann gegen den ungeschützten Ort. Unter dem erlogenen Vorwand, daß im Dorfe deutsche Sicherheitswehr läge und Waffen und Munition aufgestapelt seien, begannen die Polen die Zerstörung des Dorfes. Die Häuser wurden in Brand gesteckt und jede Löscharbeit verhindert. Die Eigentümer der brennenden Häuser, die wenigstens ihr Vieh retten wollten, wurden beschossen, wobei mehrere Stück Vieh getötet wurden. Der Plan, das ganze Dorf niederzubrennen, wurde allerdings nicht durchgeführt, doch gingen 14 Wirtschaften in Flammen auf, deren gesamte Erntevorräte mit dem ganzen Inventar vernichtet wurden. Außerdem wurde überall geplündert. Im Pfarrhaus wurde der Schreibtisch erbrochen und seines Geldinhaltes von 1000 Mark beraubt, der Geldschrank wurde durch Gewehrschüsse zu sprengen gesucht. Ebenso wurde der Gastwirt gezwungen, alles Bargeld auszuliefern, dem Fleischer wurden 5000 Mark abgenommen, auch die übrigen Bewohner wurden nicht geschont. Nach vorsichtiger Schätzung ist durch den Überfall ein Schaden von 4—5 Millionen Mark entstanden — und mit einer Wiederholung der Mordbrennerei ist zu rechnen.

Diese unerhörte polnische Freveltat, die an die Greuel des dreißigjährigen Krieges erinnert, gibt ein Bild und eine Vorstellung von der Zukunft, die der Deutschen in Oberschlesien wartet, wenn sie den Polen ausgeliefert werden.

Andern Tags erschien der Polenführer Korfanty bei dem evangelischen Pfarrer von Anhalt. Er erklärte in seiner verlogenen Art, daß das, was die Polen jetzt taten, noch sehr menschlich sei im Verhältnis zu dem, was der Grenzschutz vor Jahresfrist den Polen zugefügt habe. Er billige aber den Überfall nicht und hätte keine Gewalt über die plündernden Banden. Als Entschädigung für die Gebränschäden hinterlegte er 33 000 Mark. — Wenn einem Manne wie Herrn Korfanty sogar das Gewissen schlägt, dann muß ein gehäuftes Maß von Unrecht und Gewalttat vorliegen.

Aus diesem Beispiel kann man sehen, in welcher Weise die Polen, die von Frankreich beschützt werden, mit den deutschen Gemeinden in Oberschlesien, zumal wenn sie evangelisch sind, umgehen. Leider wird der nationale Gegensatz zwischen Polen und Deutschen noch durch die Bekennnisunterschiede verschärft, da die Polen fast ausnahmslos katholisch, die Deutschen in der Mehrheit evangelisch sind. Der Pole aber ist fanatisch als Katholik und als Pole; sehr bezeichnend ist, daß man in Polen überzeugt ist, der Herr Jesus sei ein polnischer Adliger gewesen und habe polnisch gesprochen. Auch gibt es katholische Geistliche, die an diesem Kampfe scharf Anteil nehmen und es für ihre Glaubenspflicht halten, Del ins Feuer zu gießen. Hat doch ein katholischer Geistlicher polnischer Abkunft, der Kaplan Dr. Potempa, sogar mit dem Revolver unter eine Schar Deutscher geschossen, die „Deutschland, Deutschland über alles“ sang, und zwei schwer verletzt. Vor Bestrafung aber schützen ihn französische Soldaten.

Den katholischen Geistlichen aber, die auch ihren deutschen Gemeinden gegenüber ihre Pflicht tun wollen, wird sehr häßlich mitgespielt. So berichtet eine Berliner katholische Zeitung, die „Germania“ über folgende Tat polnischen Hasses:

Der Generaldirektor Badlik von der Charlottengrube in Rybnik wurde von einer polnischen Bande so zugerichtet, daß er starb. Die Polen haben in ihrem Hass verhindert, daß die Leiche an Ort und Stelle beerdigt werden konnte. Sie drohten, die Leiche aus dem Grabe herauszureißen und das Grab in unaußprechlicher Weise zu beschulden. Die Polen haben aber auch verhindert, daß der auf den Tod Liegende von einem Geistlichen besucht wurde. Als der Geistliche sich zu ihm begeben wollte, wurde er von polnischer Seite bedroht und es kam aus der Menge der Ruf: „Der deutsche Hund soll ohne Gott kreppieren!“ Beim Rückweg ist auf den Geistlichen geschossen worden. Die „Germania“ schreibt mit Recht dazu: „Bis zu diesem Grade ist die Fanatisierung und Verhetzung in Oberschlesien fortgeschritten. Das sind die Segnungen des Korfantyschen Geistes. Das ist der ganze Korfanty, der einst gesagt hat: Mein ganzes Wesen ist Hass gegen alles Deutsche. Das sind die Früchte polnischer Lügen, die sich damit brüsten, daß auch unter ihrer Obhut die katholische Kirche geschützt sei. Nicht vor dem Tode, nicht vor der Kirche und ihren geweihten Vertretern, machen Korfanty

und seine Gefolgschaft halt. Wenn ein friedliches Volk zu solcher Verhetzung und Verwilderung gebracht werden könnte, was wird dann aus dem Lande werden, das dieses fremdländische Potentum unter seine Herrschaft bringen will?“

Über die Art und Weise, wie die Polen in den Gebieten, die ihnen von Erzberger und Ebert abgetreten worden sind, hausen, wie sie dort namentlich die evangelischen Geistlichen und Gemeinden behandeln, davon ist ja schon mehr als einmal im Christenboten die Rede gewesen. Jetzt haben sie im Soldauer Gebiet mit den niedrigsten Verfolgungen gegen dieselben begonnen, die Pastoren werden eingesperrt und mishandelt, Konfirmandenunterricht u. Religionsstunde verboten, die Benutzung von Schulstuben z. Gottesdienstzweck verhindert, evangelische Kirchen zu katholischen eingerichtet. Auch das große evangelische Krankenhaus in Posen ist beschlagnahmt worden, nachdem schon vorher ein polnisch-katholischer Kaplan zur Aufsicht eingesetzt worden war, und soll zur Universitätsklinik für die polnischen Studenten eingerichtet werden. Geseh und Recht gibt es für Evangelische dort, wo die polnischen Katholiken herrschen, eben nicht.

Leider treten auch in Deutschland die katholischen Geistlichen in einer Weise auf, die das so oft erwünschte Zusammengehen der evangelischen und katholischen christlichen Kreise gegen die Flut des Unglaubens und der Kirchenseindhaft sehr erschwert. Die katholische Geistlichkeit Deutschlands hat nämlich ein Rechtsbuch veröffentlicht, das die Misschähen zwischen Evangelischen und Katholiken, sofern sie evangelisch eingesegnet sind, als wilde Ehen bezeichnet und die solchen Ehen entsprossenen Kinder als uneheliche Kinder. Das hätten die Herren unter dem Kaiserreich nicht gewagt!

Über die Austritte und Übertritte in der evangelischen Kirche der Provinz Brandenburg veröffentlichten die „Amtlichen Mitteilungen des Brandenburgischen Konsistoriums“ folgende bezeichnende Zahlen:

Im Jahre 1919 traten zur evangelischen Kirche über:

	in Berlin	im Potsdamer Bezirk	im Frankfurter Bez.	zu
aus der katholischen Kirche	554	343	103	1 000
aus anderen christl. Kirchen	56	24	6	86
aus dem Judentum	129	41	4	174
ohne Austritt aus einer Kirche	95	81	13	189
überhaupt	834	489	126	1449

Aus der evangelischen Kirche sind ausgetreten:

zur katholischen Kirche	14	12	4	30
zu anderen christl. Kirchen	61	144	70	257
zum Judentum	22	3	2	27
ohne Eintritt in eine Kirche	41 341	37 755	834	79 930
überhaupt	41 438	37 914	910	80 262

Diese Zahlen reden eine ernste Sprache, und jeder Vertreter der evangelischen Kirche ist sich ihrer Bedeutung voll bewußt. Was zur Abwehr der kirchengegnerischen Wühlarbeit geschehen kann, das geschieht. Diese Zahlen beweisen zunächst einmal, wie viel bei den Kirchenaustritten politische Machenschaften eine Rolle spielen. 41 341 Austritte in Berlin, 37 755 im Potsdamer Bezirk, zu dem die Berliner Vororte, Spandau, Fabrikstädte wie Rathenow gehören, zusammen gegen 79 000 — und nur 834 im Frankfurter Regierungsbezirk, wo die Großstadtarbeiter nicht die Mehrheit bilden! Uebrigens war auf Anordnung sozialdemokratischer Führer wie Adolf Hoffmann, der eine Zeitlang Minister für geistliche Angelegenheiten war, gegen das Gesetz die Einreichung von Massenaustrittserklärungen zugelassen worden, so dürften die 80 000 Ausgetretenen vielfach ihren Austritt im Anschluß an politische Versammlungen ohne Nachdenken, vielleicht aus Angst mit unterschrieben haben. — Immerhin ist es sehr ernst, daß unsere Kirche derart an Anhängern verliert. Wenn aber die Katholiken meinen, daß sie daraus Gewinn ziehen, wie neulich in katholischen Blättern stand, so beweisen obige amtliche Zahlen das Gegenteil. 30 Evangelische wurden katholisch, aber 1000 Katholiken evangelisch! —

An unsere Gemeinden in Santa Catharina und Mittelbrasiliens aber ergeht die Mahnung, nicht gleichgültig zuzusehen, wie drüben in Deutschland die evangelische Kirche einen schweren Kampf gegen polnischen Fanatismus und den Unglauben der heutigen Herren Deutschlands führt. — Es ist tief schmerzlich, daß sich unter unsren vielen wohlhabenden Gemeindegliedern erst ein einziger gefunden hat, der 10 Milreis für die bedrängten Glaubensgenossen übrig hatte! Hoffentlich finden sich zum Weihnachtsfeste hilfreiche Herzen und Hände, die die ernsten Zeiten mitempfinden und danach tun. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. —

Gaben nehmen sämtliche Pastoren entgegen, im Christen-
boten wird der Empfang bescheinigt.

N.

Die deutschen evangelischen Pfarrer und die Naturalisierung.

Von Dr. Aldinger, Hanmonia.

Der Protestantismus, zumal der deutsche, ist nicht Form und Formelwesen, sondern Geist und Glaube, inneres Leben, nicht äußere Abrichtung. Das zeigt sich auch in der Frage der Nationalisierung. In einer mechanischen, geistlosen Dressur auf StaatsSprache und Landessitte haben die evangelischen deutschen Pfarrer freilich noch nichts geleistet; das kann man ihnen zum Vorwurf machen, wenn man es will, aber in der ideellen und kulturellen lebensfähigen Anpassung für Brasilien haben sie schon viel getan. Es ist oft, als ob man auf der andern Seite davon gar nichts wüste. Wir weisen daher auf die Arbeiten hin, welche von evangelischen Pfarrern oder ihren Söhnen für eine lebensvolle, der Seelen- und Erziehungslehre (Psychologie und Pädagogik) entsprechende Angleichung der eingewanderten Deutschen an die Natur, Kultur und StaatsSprache Brasiliens geliefert worden sind. Obenan stehen in dieser Hinsicht die Werke des hochverdienten Seniors der evangelischen Geistlichen Brasiliens, des Doctors der Philosophie und der Theologie, Herrn Pfarrers W. Notermund in S. Leopoldo. Er ist der Verfasser einer ausgezeichneten Grammatik der portugiesischen Sprache, der noch eine Anleitung zur richtigen Aussprache, eine orthoépia als besonderes Büchlein vorausgeht und ein *livro de leitura*, ein portugiesisches Lesebuch zur Seite steht. In der Deutschen Bibel und dem Deutschen Lesebuch Notermunds sind zahlreiche Stücke aus der Landeskunde, Geschichte und Naturgeschichte Brasiliens vertreten. Sie sind in dieser Hinsicht wahrhaft nationale Bücher, wie auch die Bibel von Grimm und Bürger, viel mehr als die staatlich empfohlenen, wie *Ensino Rapido*, *Nova Cartilha* und *Paginas Infantis*.

In welchem nationalen Schulbuch von Santa Catharina, darf ich wohl fragen, steht über unsern Staat ein so ausführliches Stud wie das von mir in Notermunds Lesebuch? Ich kenne von keinem nationalen Pädagogiken ein so gutes Schulwerk über Brasilien wie das des deutschen Pfarrersohns A. W. Sellin, die Landeskunde von Brasilien. Sellin ist bekanntlich unter den Namen Alfred Wäldler auch der Verfasser des Gedichts „Die Kolonie“ in Bieris Lesebuch und der besten, mir bekannten deutsch-brasilianischen Erzählung: „Was der alte Reinhold erzählt“. Der evangelische Pfarrer Christoph Kleikamp, früher an der Deutschen Schule in Porto Allegre, hat uns ein treffliches Rechenwerk in drei Bändchen gegeben, in dem auch viele nationale Stoffe geübt sind. Der frühere, leider schon verstorbene Pfarrer Faulhaber von Blumenau hat eine überaus fleißig und sorgfältig gearbeitete, datenreichen Geschichte Brasiliens für den Unterricht verfaßt, (Verlag J. Probst, Blumenau) und ebenso Pastor Bruno Stysinski (Verlag Notermund). In dem Lesebuch von Grimm und Bürger stehen nicht Bilder aus der Geschichte Deutschlands, die dort übrigens wohl stehen dürften, sondern Bilder aus der Geschichte Brasiliens von dem schon genannten Pastor Kleikamp. Die ausgezeichnete Wandkarte von Südbrasilien, in kleinerem Format auch als Handkarte verbreitet, stammt von dem Sproßling eines evangelischen Pfarrhauses, Dr. R. Jannasch.

Was die evangelischen Lehrer auf dem Gebiet der Landeskunde beigesteuert haben, sei hier für diesmal nur kurz gestreift, weil auch sie schon Gegenstand von Angriffen und Verdächtigungen waren. Wir erwähnen nur das portugiesische Sprachbuch von Büchler und die Anleitungen und Aussätze zur Heimatkunde von Zimmermann, Hollenweger u. a. in den Mitteilungen des Deutschen Schulvereins für Sta. Catharina. Nur eine ganz geistverlassene Nationalisierungsmechanik kann über diese Arbeiten zur Heranbildung einer organischen Kulturgemeinschaft hinwegschreiten. Der wahrhaft brasilianischen Geistesart und Bildung entspricht das nicht; dafür sind die geistigen Führer Brasiliens Zeugen und ebenso die echten Republikaner, welche die Bundesverfassung geschaffen haben.

Die Bundesverfassung atmet einen uns verwandten freiheitlichen Geist. Kein Wunder, denn sie stammt in der Hauptsache aus Nordamerika und ist aus protestantischem Geiste geboren. Man kommt zu ihr in Gegensatz, sobald man über den 15. und 17. November zurückschreitet. Die Feier dieser Tage hat doch wohl den Zweck, den Geist zu pflegen, zu verbreiten und zu vertiefen, aus dem die Republik und die Verfassungen

entstanden sind. Eine vorzügliche Hilfe und Vorbereitung hierzu ist die zwischen dem 7. September und 15. und 17. November stehende Feier des 31. Oktober, des protestantischen Unabhängigkeitstages, der evangelischen Republikklärung gegenüber der päpstlichen Monarchie. Diese von den evangelischen Pfarrern gepslegte ideelle Kulturgemeinschaft, mit Brasilien, der auch die sprachliche sinn- und sachgemäß angefügt wird, ist sicherlich besser als eine nur mechanische Angleichung in Sprache, Sitte und religiöser Zeremonie.

Ein Kongress protestantischer Kirchen

tagte vom 12. bis 19. August in Genf. Hauptfächlich auf Betreiben anglikanischer (englisch-amerikanischer) Kreise waren Vertreter von etwa 80 Kirchen und 40 verschiedenen Ländern zusammengetreten. Der Deutsche Evangelische Kirchen-Ausschuß war offiziell eingeladen, hat aber in einem würdigen Schreiben, das diese Zusammenkunft auch vom religiösen Standpunkte zu bewerten weiß, der Einladung nicht Folge gegeben. Einige der wichtigsten Ablehnungsgründe seien kurz genannt.

„Deutschland und die evangelischen Kirchen Deutschlands,“ so sagt die im Ton würdiger Entschiedenheit gehaltene Antwort, „sind seit Beginn des Krieges und in seinem ganzen Verlauf mit einer Ueberfülle unwahrer Vorwürfe und Verleumdungen verfolgt und überschüttel worden, ohne daß eine der christlichen Kirchen der feindlichen Staaten, der Wahrheit die Ehre gebend, dagegen aufgetreten wäre. Gegen den unerhörten Schmachfrieden von Versailles hat bisher keine der christlichen Kirchen des Feindeslandes ein Wort des Einspruchs gefunden. Gewiß ist gegenüber der nach Beendigung des Waffenkrieges einsetzenden grausamen Fortsetzung der Hungerblockade, der noch fortgesetzte Tausende unseres Volkes zum Opfer fallen, seitens einzelner edler Menschenfreunde und auch seitens weniger zu gemeinsamem Liebeswerk verbundener Vereinigungen in den feindlichen Staaten Erhebliches geschehen. Doch ist nichts darüber bekannt geworden, daß seitens der christlichen Kirchengemeinschaften der feindlichen Länder diesem aller Christlichkeit, ja aller Menschlichkeit hohnsprechenden Verfahren entgegengetreten und dafür eingetreten worden wäre, die Gebote der christlichen Nächstenliebe zur Geltung zu bringen. Frankreich hat es für zulässig angesehen, in dem von ihm besetzten deutschen Gebiet Tausende von farbigen, namentlich schwarzen Truppen zu verwenden. Die von diesen an unseren Frauen und Töchtern verübten Greuel und Schandtaten schreien zum Himmel. Die Proteste Deutschlands sind verhallt. Den evangelischen deutschen und deutsch-schweizerischen Missionen ist auf allen von der Entente erreichbaren Missionsgebieten während des Weltkrieges die Fortsetzung, nach seiner Beendigung sogar die Wiederaufnahme ihres Missionswerkes verwehrt worden und soll ihnen dauernd unmöglich gemacht werden. Die kurz vor dem Weltkrieg auf der Edinburger Weltkonferenz feierlich gegebenen Zusagen sind schmälerlich gebrochen worden. Soweit insbesondere die angelsächsische Machtphäre reicht, ist die kirchliche Versorgung der deutschen evangelischen Glaubensgenossen im Ausland, auch z. B. im heiligen Lande, durch die deutsche evangelische Heimat zu einem Trümmerfeld geworden. Daher muß gesagt werden, daß eine Zusammenkunft mit Vertretern der feindlichen Länder für das evangelische Deutschland mit dem Gebot christlicher Wahrhaftigkeit nicht vereinbar ist.“

Trotz dieser Ablehnung wurden sechs evangelische Reichsdeutsche persönlich eingeladen und erfuhrten eine freundliche Aufnahme. Aus der Tagespresse ist bekannt geworden, daß diesen eine Entschließung vorgelegt wurde, die die sogenannte deutsche Schuld am Weltkriege aussprach und deren Annahme unter Zustimmung der deutschen Vertreter natürlich die Meinung von der deutschen „Minderwertigkeit“ bestärkt haben würde. Das Hamburgische Kirchenblatt (19) sagt dazu: „Es ist doch überaus bezeichnend selbst für die Vertreter der amerikanischen Kirchen, daß diese von den Franzosen vorgelegte Entschließung überhaupt zugelassen wurde, und daß es erst eines sehr deutlichen Vorstoßes von D. A. W. Schreiber mit dem nachdrücklichen Hinweis auf die über Deutschland gebrachte Hungerblockade, auf Frauen- und Kindermord, auf Lüge und Verleumdung bedurfte, um die Entschließung zu Fall zu bringen. Wie vorsichtig muß man also auf deutscher Seite allen derartigen internationalen Anbiederungsversuchen gegenüber sein! Das Beispiel von Edinburg mit dem, was folgte, sollte uns alle Zurückhaltung auferlegen. Das verlangt christliche Wahrhaftigkeit und deutsche Würde! Wir bezweifeln es, daß mit der freundlichen Behandlung jener Reichsdeutschen „in der Stel-

lungnahme der Kirchen des Auslandes, insbesondere auch der angelsächsischen, gegenüber den Kirchen und Kirchenvertretungen im Lande Luthers ein bemerkenswerter Umschwung sich zu vollziehen beginnt," wie eine weitverbreitete kirchliche Stimme in deutscher Schönsärberei sich äußert. Wir warten des Tages, „da uns unser Gott wird lösen," wo den angelsächsischen Erfolganbetern andere Begriffe von Macht und Gerechtigkeit aufgehen werden."

Gegen die kirchlichen Anbiederungsversuche und christliche Völkerverbrüderung.

überhaupt schreibt der frühere Reichskanzler Dr. Michaelis beherzigenswerte Worte in der Kirche (Juni): „Es ist selbstverständlich, daß sich die Christen aller Länder wieder die Hand reichen müssen und können. Diejenigen, die wirklich Jünger Jesu sind, müssen so schnell als möglich die Verbindung über die Grenzen ihrer Länder wieder aufnehmen, müssen sich begegnen, und das geschieht schon in nicht geringem Umfang und in erfreulicher Weise. Aber bedenklich ist es, wenn man, ehe die Zeit hierfür reif ist, an den offiziellen Zusammenschluß von internationalen christlichen Vereinigungen, von Weltbündnissen geht, solange ein solches Wiedereingehen der Beziehungen nicht voll aus der Wahrheit stammen kann. Die Lüge hat in zu furchtbarem Maße in den vergangenen sechs Jahren die ganze Welt beherrscht. Die Christen, insbesondere der angelsächsischen Länder, sind in einem Maße unter dem Einfluß einer organisierten satanischen Lüge gewesen, wie es wohl noch nie in der Welt beobachtet worden ist, sodass sie mit völlig falschen Begriffen zu Zusammenkünften mit christlichen deutschen Kreisen kommen würden. Insbesondere die Engländer haben sich ja nie daran gewöhnt, sich für die Handlungen ihrer Regierung verantwortlich zu fühlen. Eine merkwürdig minderwertige Eigenschaft des Engländer auf politischem Gebiet ist die, daß daß er einigen wenigen im Lande die Verantwortung, man könnte sagen die Prokura für Politik und öffentliche Moral überträgt und sich der eigenen Verantwortung dadurch für völlig entbunden erachtet. Engländer und Amerikaner wissen gar nicht Bescheid wie es in anderen Ländern eigentlich aussieht, oft selbst die nicht, die die Prokura haben. Und so ist es nicht möglich, daß die deutschen Christen sich mit englischen an einen Tisch zwecks Wiederaufnahme einer christlichen Weltbundbeziehung mit der von der Gegenseite aufgestellten Verhandlungsmaxime setzen, daß das Vergangene vergangen sein müsse, daß man nur die Zukunft im Auge haben dürfe, und daß es nur darauf ankäme, daß das Reich Christi, auch über die Grenzen der Länder hinaus gebaut werde. Das ist innerlich unwahr. Das wäre nur Verstellung und Verkleisterung. Christus ist darum in die Welt gekommen und ist darum ein König, weil er für die Wahrheit gezeugt hat. Das ist eine dornenvolle Aufgabe. Christum hat sie ans Kreuz gebracht. Wir kommen nicht um die dornenvolle Aufgabe herum, auch mit den Christen jenseits der Grenzen die Wahrheit aufzudecken und über der erkannten Wahrheit und über der aufgedeckten Schuld auf beiden Seiten sich zu beugen. Wenn es danach möglich ist, sich in voller, rüchhaltloser, brüderlicher Liebe die Hand zu reichen, dann kann etwas Neues und Herrliches kommen, aber nicht eher. Also nicht voreilige, unreife christliche Weltbundpolitik, aber volle Bereitschaft zur Mitarbeit, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, in brüderlicher Gemeinschaft Irrtümer aufzulären und Hindernisse der Verständigung aus dem Wege zu räumen und gerne zu vergeben."

Demokratie und Kirche.

Aus dem „Evang.-Kirchlichen Anzeiger“ von Berlin.
(Fortsetzung.)

V.

Wahlrecht und Parlamentarismus.

Der schöne Grundsatz: „Alles durch das Volk“ ist im modernen Staat inhaltlich aus dem einfachen Grunde undurchführbar, weil das Volk, d. h. im Sinne des modernen Demokratismus die Summe sämtlicher einzelnen, zu einem bestimmten Zeitpunkt zufällig am Leben befindlichen Staatsbürger durch ihre unendlich mannigfachen und einander widerstreitenden Interessen viel zu stark zerklüftet ist, um jemals sich in der Ver-

folgung des Staatsinteresses aus freien Stücken einmütig zusammenfinden zu können. Man kann zugeben, daß bei zunehmender Bildung der Nation die einzelnen Bürger immer fähiger werden, ihre eigenen Interessen, ihre privaten Angelegenheiten verständig und sachgemäß zu betreiben, obwohl die Masse schließlich immer nicht der verständigen Erwägung, sondern ihren Leidenschaften folgen wird. Darum wäre es ein schwerer Irrtum, wenn man meinen wollte, es müßte auch die Staatsgefinnung, die Fähigkeit, das eigene Wohl dem Gesamtwohl hintanzusetzen, bei zunehmender Bildung sich in dem Volke weiter verbreiten. Viel eher ist das Gegenteil der Fall. Der individuelle Verstand, die geweckte Intelligenz des einzelnen wird ganz selbstverständlich die Interessen, an denen das Subjekt sich am stärksten beteiligt fühlt, auch am lebhaftesten und umsichtigsten verfechten. So wird auch das Verständnis für die politischen Dinge ein mehr privater und persönlicher Besitz derjenigen werden, die sich ausdrücklich die Beschäftigung mit diesen Dingen zum Lebensberuf gewählt und also ihre Persönlichkeit und Innerlichkeit mit diesem Inhalt ausdrücklich erfüllt haben. Ohnehin sind die Verhältnisse des modernen Staates so verwickelt, die unzähligen Beziehungen öffentlicher und privater Tätigkeiten und Zwecke in ihren Zusammenhängen so schwer zu übersehen, daß anders als durch eine sachmäßige Ausbildung und berufsmäßige Uebung niemand zur Arbeit am Staatswesen geeignet werden kann.

Es ist deshalb durchaus richtig, wenn dem Mehrheitsprinzip der Satz entgegengestellt wird: „Vernunft ist stets bei wenigen nur gewesen“ und die Forderung erhoben wird: „Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.“ Und es ist besonders bemerkenswert, daß der Demokratismus selbst an diesen Wahrheiten nicht vorbei kommt. Denn indem er nicht das Volk selbst, sondern die vom Volke gewählten Vertreter mit dem Geschäft der Staatsleitung betraut, bekennt er sich selbst zu dem Grundsatz der Auslese der Tüchtigen und Geeigneten, stellt er eine Körperschaft von Personen her, die den dauernden Beruf haben, im Dienste des Staatswesens tätig zu sein, und die deshalb auf diesem Gebiete auch sich um die nötige Sachkenntnis bemühen und sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigen müssen. Freilich ist es sehr zweifelhaft, ob auf dem Wege einer Wahl durch die Mehrheit eine solche Auslese der Sachverständigen und an die Sache Hingegaben sich kann erreichen lassen. Das ändert aber gar nichts an der Tatsache, daß in dem Begriff einer Volksvertretung schon das Zugeständnis der Unmöglichkeit enthalten ist, der gesamten Volksmasse die Fähigkeit zur Staatsregierung zuzugestehen.

Zur inhaltlichen Unmöglichkeit gesellt die formale. In den antiken Stadtstaaten konnte die verhältnismäßig kleine Zahl der Vollbürger, die den Betrieb der privaten Geschäfte durch Sklaven bejorgen und mit Vergnügen auch zugewanderte Bewohner, die als Halbbürger von den Staatsgeschäften ausgeschlossen blieben, um das materielle Wohl des Gemeinwesens sich mühen ließ, in gemeinsamer Versammlung die Staatsangelegenheiten entscheiden. Der moderne Staat mit dem Grundsatz der Freiheit jedes einzelnen Bürgers kann unmöglich die vielen Millionen seiner Einwohner dauernd mit der Teilnahme an den Staatsgeschäften behelligen. Es geht gar nicht anders, als daß der Anteil des einzelnen Bürgers an der Regierung auf das Recht beschränkt wird, sich an der Wahl der Volksvertreter zu beteiligen, die einen festen Regierungskörper bilden und nach eigener Verantwortung eine Machtvollkommenheit ausüben, in die ihnen die Masse nicht hineinzureden imstande ist. Berechnet man sich danach das Maß von Mitwirkung auf die Staatsgeschäfte, das dem einzelnen Staatsbürger kommt, so ergibt sich ein erschreckend kleiner Anteil. Die Stimme des Wählers ist der Bruchteil eines Zehntausendstel der Gesamtstimmenzahl, die dazu gehört, einen einzigen Volksvertreter in den Vertretungskörper zu senden; und was dieser Vertreter nun im einzelnen dort tut, und wie seine Tätigkeit mit der aller anderen Volksvertreter zusammenwirkt, darauf bleibt dem Wähler jeder Einfluß entzogen. So zwingt die Notwendigkeit selbst, den so hochtönenden Grundsatz der Demokratie bis zu einem Grade zu verwässern, daß eben noch das demokratische Prinzip innerhalb des Staatslebens zu einem verfassungsmäßigen Ausdruck kommt; von dem Ideale des Saches: „Alles durch das Volk“ bleibt aber dabei so gut wie nichts übrig.

Natürlich hat man diesen Umstand schon längst empfunden und alle möglichen Erfindungen versucht, um trotz der Unvermeidlichkeit einer Volksvertretung den Schwerpunkt der Staatsregierung in die Gesamtheit der Volksmasse zu verlegen; es sei nur an das sogenannte Referendum erin-

nert. Auch die Rücksicht auf die in bestimmten Abständen zu erneuernde Wahl der Volksvertreter soll dazu helfen, diese in einer gewissen Abhängigkeit von ihren Wählern zu halten, wobei sehr die Frage ist, ob das für die Ehrlichkeit und Sachlichkeit des Dienstes der Abgeordneten besonders günstig wirkt. Die Hauptsache aber bleibt doch, daß alle diese Mittel nicht durchgreifend genug wirken können, um tatsächlich ein Volks herrschaft und nicht eine Parlamentsherrschaft herzustellen. Es müste, sollte wirklich das Volk der Herrscher sein, die ungeheure Aufregung und Unruhe der Wahlbewegungen und Volksabstimmungen nicht alle paar Jahre einmal, sondern mindestens alle Monate sich wiederholen oder vielmehr zur ständigen Einrichtung werden, wenn wirklich dem Volke das Recht gewährt werden soll, das der Demokratismus für es fordert. Dann aber würde entweder das Volk in dem wilden Taumel seines fortwährenden Politisierens schleunigst aller ernsten Tätigkeit entwöhnt werden und flächig zugrunde gehen, oder es würde des ewigen Abstimmens sehr bald müde werden, sich um die Politik überhaupt nicht mehr kümmern wollen und die Staatsgeschäfte den zünftigen Staatsmännern überlassen.

So bleibt in der Tat der einzige Weg, auf dem der moderne Staat dem demokratischen Prinzip zur sachgemäßen Geltung verhelfen kann, nur die Wahl zur Volksvertretung übrig. Beiläufig sei nur darauf noch aufmerksam gemacht, daß diesem Prinzip in anderer Richtung eine weitgehende Rücksicht erwiesen wird, indem der moderne Staat sich sowohl notgedrungen wie auch in weiser Erkenntnis seiner Aufgaben beschränkt und daneben der Selbstverwaltung der Gemeinden ein immer größeres Gebiet einräumt. Hier aber handeln wir ausdrücklich von dem eigentlich staatspolitischen Gebiet; und da wird es ohne weiteres jedermann als selbstverständlich ansehen, daß ohne einen Anteil der gesamten Bevölkerung an der Staatsleitung, wie ihn die Volksvertretung darstellt, ein Staat moderner Kultur nicht bestehen kann. Verbunden mit den andern unerlässlichen Bestandteilen eines kraftvollen Staatswesens, nämlich einer starken zum Parlament ein Gegengewicht bildenden Regierung und einem, nicht dem Parlamente, sondern dem Staat verpflichteten Beamtentum und Heer, steht das Parlament im Staatsleben an bedeutender Stelle und erfüllt eine wichtige Aufgabe. In dem Augenblicke aber, wo nach dem Rezept des Demokratismus die gesamte Staatsmacht dem Parlamente zufallen soll und der Parlamentarismus die Verfassung des Staates wird, geht der wohltätige Einfluß des Parlaments verloren und wird der Staat den Mächten der Auflösung ausgeliefert.

Am Parlamentarismus tritt der ganze Widersinn und die furchtbare Verderblichkeit der einseitigen Betonung des Mehrheitsprinzips grell in die Erscheinung. Da niemand als die Erwählten der Volksmehrheit in den Besitz der Staatsmacht gelangt, so liegt bei der Masse, obwohl sie selbst die Herrschaft nicht ausüben kann, das ganze Schwergewicht der Entscheidung über die Hände, in die das Geschick des Staates gelegt werden soll. Diese Entscheidung, die das höchste Maß von Sachkenntnis und Überlegung voraussehen sollte, wird also gerade von denen getroffen, denen nichts so sehr fehlt als Überlegung und Sachkenntnis. Diesem Ausgangspunkte für die Gestaltung der Obrigkeit entspricht jede fernere Bestimmung über das, was im Staat die maßgebenden Gewalten bilden soll. Die Parlamentarier selbst sind Männer aus privaten Lebenskreisen; sie sind berufen, die Gesichtspunkte und Interessen eines Standes oder einer Erwerbsgruppe zu vertreten. Oft aber sind sie auch nur von privatem Ehrgeiz erfüllt und haben ausschließlich ihre persönlichen Interessen im Auge. Wenn solche Personen trai des parlamentarischen Systems über den Staat zu verfügen haben, so wird er ihnen eine willkommene Beute; er muß ihren selbstsüchtigen Zwecken dienen, statt daß sie sich selbst und ihre Zwecke ihm opferen. Zur Herrschaft gelangt durch die Wahl vonseiten einer Partei, sind sie dieser Partei verpflichtet und haben statt des Wohls der Gesamtheit den Nutzen der Partei im Auge. Von dem guten Willen der Wähler abhängig, sind sie genötigt, dauernd um deren Gunst zu buhlen und die Staatsmittel zu der Begünstigung ihrer Wähler auszunutzen. Bei der Mehrheit der Parteien im Parlament müssen sie sehen, wie sie bald mit der einen, bald mit der andern Seite sich verbinden und jene Tauschpolitik treiben, für die der unschöne Ausdruck Kuhhandel gebräuchlich geworden ist. So wenig die Masse bei der Wahl auf sachkundige Leute sieht, so wenig kommt es im Parlament auf die sachmäßige Tüchtigkeit an, wo es sich um die Besetzung der Staatsmänner handelt; ja man mißbraucht wohl noch den schönen Namen Gleich-

heit, um die Beförderung von Parteiführern an Posten zu rechtfertigen, für die sie jeder Vorkenntnis ermangeln. Kurz und gut, der Parlamentarismus ist ein einziges Nest von Korruption. So nützlich eine Volksvertretung da ist, wo ihr eine in sich gefestigte Regierung gegenüber steht und das allgemeine Staatsinteresse kraftvoll gegen den Ansturm der manigfaltigen Einzelinteressen versicht, so völlig ist die Zerrüttung, wo die Volksvertretung selbst das Heft der Regierung in Händen hat. Unser Volk lernt die Wahrheit gegenwärtig in schmerzlicher Erfahrung am eigenen Leibe kennen. Das wird das Gute haben, daß es von der Schwärmerie für den Demokratismus auf lange Zeit geheilt werden wird. Georg Lasson.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Evangelische Pastoralkonferenz. Mit dem Schluß dieses Jahres sind die evangelischen Gemeinden, deren Geistliche der Pastoralkonferenz angehören, folgendermaßen besetzt (die Gemeinden in alphabetischer Reihenfolge):

1. Badenfurt: Pfarrer Fritz Kessel.
2. Bella Alianca: Pfarrer Emil Hahn.
3. Blumenau: Pfarrer Eberhard Neumann.
4. Brusque und Itajahy: Pfarrer Albert Bornfleth.
5. Florianopolis: unbesetzt, von Theresopolis aus verwaltet.
6. Hammonia: Pfarrer Hermann Grimm.
7. Itoupava: Pfarrer Georg Ratsch.
8. Lapa in Paraná: Pfarrer David Wiedmer.
9. Pommerode: Pfarrer i. R. Wilhelm Lange.
10. Quadro: Pfarrer Karl Schwab.
11. Santa Tereza: Pfarrer Anton Pöschl.
12. São Bento: Pfarrer Ernst Ortmann.
13. Theresopolis: Pfarrer Adolf Langbein.
14. Timbó: Pfarrer Gerhard Krause.

Bei den Gemeinden 2, 7, 9, 11, ist die Besetzung vom Evangelischen Oberkirchenrat noch nicht endgültig bestätigt. Herr Pfarrer Krause verläßt Timbó im April 1921, an seine Stelle tritt Herr Pfarrer Möller aus Kassel.

Hammonia. Am Sonntag, dem 7. November, fand unter Leitung von Herrn Dr. Aldinger, da Herr Pastor Grimm noch nicht eingetroffen ist, auf dem Friedhofe erst eine Gedächtnisfeier für die Toten, dann am Kirchengrundstein eine Reformationsfeier statt. Dabei wurde bekannt gegeben, daß die Herren Hermann und Daniel Hendenreich, früher S. Paulo, die unlängst Hammonia besucht haben, je 500 \$ für den Kirchbau gestiftet haben (neben einer gleich hohen Schenkung für das Schulwesen). Der Pfarrer sprach herzliche Worte des Dankes für die hochherzige Schenkung und alle männlichen Teilnehmer nahmen die Hüte ab zum Zeichen des Dankes und der Ehrung für die edlen Spender.

Dann hat der Pfarrer, die gerichtete, ehrerbietige Haltung zu wahren, da er ein Telegramm an den Herrn Gouvernador zur Kenntnis bringen wolle, zu dem er die Einwilligung der Gemeinde nachsuche, mit folgendem Inhalt: „Die feierlich versammelte Evangelische Gemeinde Hammonia begrüßt Euer Exzellenz und bittet achtungsvoll um eine Beihilfe zum Bau einer würdigen Kirche an den Ufern des Rio Hercílio. Diese Beihilfe würde als eine Gabe für alle evangelischen Gemeinden des Staates gelten, entsprechend einer vorausgegangenen Vereinbarung und auch einen gerechten Ausgleich der Unterstützungen darstellen, welche die Katholiken des Staates schon empfangen haben.“

Eine sichtliche Bewegung ging durch die Versammelten, als der Pfarrer, nach eingeholtem Einverständnis aller, die Bitte vor Gott brachte, er, der die Herzen der Könige lenke wie Wasserbüche, möge auch die Herzen der zur Gesetzgebung und Regierung unseres Staates Berufenen so leiten, daß auch die Evangelischen in einer monumentalen Kirche für die Wohlfahrt des Staates und seiner Vorsteher beten können.

Das Telegramm wurde unterschrieben von den Herren Friedrich Eberspächer, Friedrich Werner, José Deele, Hermann Köpzel, Richard Marmein, Artur Müller, Werner Weber. — Der Sonntag (14. November) hat unserer Gemeinde nicht bloß den Besuch der Schützen des Itajahy-Tales zum Bundesschießen gebracht, sondern auch die Ankunft des lange erwarteten neuen Gemeindepfarrers. Herr Pfarrer Grimm hatte eine rasche und tüchtige Reise, vom 13. Oktober bis 14. November, und ist im

Zoll gnädig behandelt worden. Das Pfarrhaus fand er in Ordnung; was in Anwesen noch fehlt, wird rasch vollends in Stand gesetzt. Liebe Frauenhände schmückten das Haus nicht bloß mit Blumen, sondern auch die Küchenregale mit allerlei Tüten und Paketen, starke Männerhände sind schnell noch in der Pflanzung tätig und alle Gepäckfuhren wurden umsonst geleistet.

Timbo. Zu der Sammelliste für Waidhofen: Außer den 20 Lebensmittelpaseten (vergl. die Septembernummer), für die 235 Kr. verausgabt waren, ging noch ein einundzwanzigstes mit dem geschenkten Plus ab. Die Verpackungs- und Versandkosten dafür betrugen 7 Kr., sodass die Lebensmittel 242 Kr. gekostet haben. Von dem übrigen Sammelmeld wurden am 18. November durch Herrn A. Schrader-Blumenau 400 Kr. 000 zum Gegenwert von 4762 Mark nach Waidhofen überwiesen. Es war nämlich inzwischen aus Waidhofen die Nachricht eingetroffen, dass zwar Lebensmittel am erwünschtesten seien, dass sie aber aus andern Gründen lieber Geld hätten. Der Rest der Sammlung in Höhe von 5 Kr. 680 wurde für sonstige Spesen verbraucht. — Sobald die Ankunft der Lebensmittel und des Geldes aus Waidhofen gemeldet wird, werde ich an dieser Stelle darüber berichten.

P. Krause.

• Für den Familientisch. •

Die Blau-Gelbe.

Von Alfred von Hedensterna.

Sven Peter hatte, um bei der Wahrheit zu bleiben, sehr dunkle Begriffe von dem Worte „Vaterland“. In seinen Knabenjahren, so um 1850 herum, waren die Volksschulen noch nicht, was sie jetzt sind. Man las, mit Ausnahme des Schulzen und des Reichstagsabgeordneten, keine Zeitungen in Bauernhäusern, und damals gab es noch keinen Palm und keinen Strindberg, die das Volk durch ihre Schriften das Vaterland von der schlechten Seite kennen lehrten. Aber Sven Peter wusste, dass das Land, in dem seines Vaters Häuslerei lag, Schweden war und dass der König Oskar der Erste hieß. Schwedens Fahne war gelb und blau, das hatte er auf Ränneslätt gesehen, jener großen Ebene, wo die Grenadiere stampften, dass der Boden zitterte, und mit den Büchsenkolben aufstießen, dass man glaubte, der Tag des Jüngsten Gerichts bräche herein. Auf jener großen Ebene, wo die Generale und Obersten und Räck, der für Skantebro diente, um die Wette ritten, sodass man nur Himmel und Pferdefüße sah.

Wie schon oft, war wieder einmal eine schwere Zeit für das arme Smaland. Seit lange vor Johannis stand die Sonne wie ein glühender Kupferkessel am Himmel und weder Morgen noch Abendtau fiel auf die dünnen, verkümmerten Strohhalme, die sich mühsam durch die dichten, heißen Steine des Ackers emporgezwängt hatten. Die Brotzehrung war schon seit Weihnachten zu Ende, denn in der Häuslerei waren zu viel Esser. Sven Peter musste in die Welt hinaus.

In brennender Junihitze saß er in seiner steifen, dicken Kleidung von grobem Wollzeug und einem großen, wollenen Halstuch zweimal um den mageren, brauen Hals, gebunden, saß und als seine Abschiedsmahlzeit in Kartoffeln und saurer Milch auf der alten, glatten Holzbank. —

Am anderen Ende der Bank lagen die großen Zwillingsschafe der Familie. Ihre Füße waren mit den Strumpfbändern der Mutter zusammengebunden, und die Mutter schnitt und schnitt in den üppigen Pelz der Zwillingsschafe und weinte, wenn sie Sven Peter ansah, der nun in die Welt hinaus sollte. Und wenn die Schafe strampelten und mit den Köpfen auf den Tisch schlugen, ging die saure Milch in der Blechschüssel in richtigen Wogen auf und nieder.

Es war schon reichlich spät zur Schaffschur; doch als sie im Frühling herausgelassen wurden, waren sie so mager gewesen, dass die Mutter sie nicht zu schweren gewagt hatte.

Es war recht frühzeitig, Sven Peter in die Welt zu schicken, doch draußen auf der Bank trochen noch vier Stück herum, die noch zarter waren als er und sich von dem schlechten Korn am Abhang ernähren mussten, dessen Halme so bleich und

dünn und verkümmert aussahen, als hätte man sie mit einer Zange aus der Erde gezogen.

Der Vater war früh morgens auf Tagelohn gegangen. Seine Abschiedsrede war nicht lang. „Nun, lebe wohl, mein Junge! Die Stiefeln mußt du im Sac auf dem Rücken tragen!“ Das war alles. Aber die Mütter gleichen sich alle, ob nun ihre Thränen in ein Bettlatschentuch oder auf eine alte Bank fallen. Mutter Kaisa legte die Schafe auf den Fußboden, zog Sven Peter in ihre Arme und sagte: „Gott sei mit dir! Magst du nicht noch das bisschen Milch essen, das noch in der Schüssel ist?“

Und so zog er denn nach Süden mit sechzehn Schillingen in der Westentasche und seinen Alltagskleidern in einem Bündel auf dem Rücken.

In Schonen waren die Felder grüner, das Korn dichter und die Bauern dicker, aber leider hatten sie keine Lust, einen kleinen, ausgehungenen Smalandjungen in Lohn und Brot zu nehmen. Hirtenjungen hatten sie selber. Und so wanderte und wanderte Sven Peter, bis er nach Malmö kam, aber auch dort konnte man einen Burschen nicht brauchen, der, als er um Arbeit bat, keine weiteren Empfehlungen hatte, als zwei große, hellblaue Augen, in denen Tränen funkelten.

Schließlich fand sich ein feiner Herr, der Sven Peter eine ordentliche Mahlzeit mit Kalbsbraten und Kartoffeln gab und ihn mit einer halben Stieze anderer kleiner, magerer, sonnenverbrannter Jungen nach einem Gute in Seeland schickte. Es war viele Jahre, bevor die große, jährliche Auswanderung schwedischer Dienstmädchen nach Dänemark begann, und Sven Peter glaubte, er müsse bis Amerika reisen.

Auf dem großen Gute hatte er es nicht zum Besten. Die Burschen erhielten zu wenig und schlechtes Essen, mussten des Nachts im Kuhstalle liegen und wurden vom Morgen bis zum Abend auf den Rübenfeldern härter zur Arbeit angetrieben, als die Tiere. Eines Tages, als die Sonne heiß schien und ihm die Hade zu schwer wurde, kroch Sven Peter in einen trockenen Graben und schlummerte ein wenig. Er erwachte von dem Gefühl, dass man ein Fuder Holz auf seinen Rücken würfe. Aber es war nur des Verwalters Stod, und der flog auf und nieder, auf und nieder, bis Sven Peter beinahe zerbrochen und halb tot geschlagen sich schließlich blutend in seinen Stallwinkel schleppete.

In der Nacht erhob er sich mit schmerzenden Gliedern, raffte seine Lumpen zusammen und lief fort, als gälte es, sein Leben zu retten, lief ohne Rast und Ruh, wie eben nur ein armer, magerer, geängstigter, smaländischer Tagelöhnerjunge laufen kann, lief, bis er sich plötzlich zwischen vielen tausend Häusern und Straßen befand und die Stadt wieder erkannte, in der er mit dem Dampfboot von Malmö gelandet war.

Weinend wankte er durch die Straßen. Er hatte keinen Sinn für die Merkwürdigkeiten der Stadt, er suchte nur ängstlich nach einem einzigen, freundlichen Gesicht, aber alle sahen so fremd und stolz aus und hatten es so eilig, dass er sie nicht anzureden wagte. Doch was glänzt dort auf dem Dache im Sonnenschein? Gelb und blau steigt es aus der Dachlute empor; blau und gelb legt es sich um eine lange Stange, wenn der Wind ruht.

O, das ist die Fahne von Ränneslätt!

Und ohne Besinnung, wie wenn ein gehcktes Wild sich in's Wasser stürzt, stürmt Sven Peter von der Straße in das Haus, die Treppen hinauf, in ein prächtiges Zimmer, umfasst die Knie eines feinen Herrn und schlucht:

„Sind Sie von Ränneslätt, so helfen Sie mir um Jesu Willen!“

Der feine Herr war nun zwar nicht gerade von Ränneslätt, aber er war schwedisch-norwegischer Generalkonsul in Kopenhagen. Er hatte die schwedische Flagge ausgezogen, weil ein königlicher Namenstag war, und er beschützte seinen armen, kleinen Landsmann, der halb unbewusst unter vaterländischer Flagge Schutz gesucht hatte, auf das Beste.

Von diesem Augenblide an wurde Sven Peter die Fahne teuer; das blau-gelbe Zeuge hatte in ihm eine Ahnung von dem erwartet, was Heimat und Vaterland sind, und als er nach einigen Jahren als Ausgelöster auf Ränneslätt exerzierte, ging er zu einem wohlwollenden Rittmeister, den er kannte, und bat, ob er nicht für einen Bauernhof, der einen Soldaten stellen muss, reiten könne. Reiten unter den blau-gelben Fahnen, für König und Vaterland, an Stelle des alten Räck aus Skantebro, der bald ausgedient hatte. Und so erhielt er Nr. 57 und eine Büdnerei und ein Pferd und eine neue Uniform. Räck sollte er heißen nach dem alten Räck, und das sah Sven Peter aus,

wie er mit seinem großen Schnurrbart und wohlgebürteten Dolman auf seinem Brauen Kläm mitten im Carré hielt, und wenn es in sausender Fahrt über die Heide ging, daß die Erdschollen flogen und die Bauern, die sich einen Feiertag gemacht hatten, um ihre Pferde zu sehen, vor Angst erbleichten.

Und so ritt er dreißig Jahre auf dem Manöverfeld, und ein Pferd nach dem anderen wurde dienstuntüchtig und mußte für Nr. 57 Skanetro ausgeflossen werden, aber Räck war noch immer munter. Das erste war Kläm. Es wurde mit siebzehn Jahren steif und kam zu einem Brauer in Jönköping. Damm kam der liebe Fuchs, der sich in Bornaps großem Park das Bein brach, und da weinte Räck beinahe ebenso sehr, wie damals, als sein kleiner Knabe beim Scharlachfieber draufging. Und nun war es sein alter, grauer Kalle, und er glaubte wohl, daß er mit ihm zusammen ausgedient haben würde.

Es ging mit den beiden, mit Kalle und mit Räck zu Ende. Grau und etwas steifbeinig waren sie beide. „Was heißt das, Räck? Du sitzt ja so schwerfällig auf?“ hatte der Rittmeister schon im vorigen Jahre gesagt. Als er beim letzten Manöver als Ordinanz ritt, lachte der Fahnenjunker und fragte: „Ist das Räck oder Kalle, der anfängt, alt zu werden?“

Der alte Husar schwieg, bis sich stolz in seinen grauen Schnurrbart und sah auf die blau-gelbe Fahne. Bald würde auch sie, die ihn einst unter ihren Schutz genommen hatte, ihn von sich stoßen, weil er zu alt war, um ihr mit Ehren zu dienen. Er sah auf seinen blau-gelben Dolman, bald würde er kräftigere und jüngere Glieder umschließen, die ein blitzschnelles „Aufgesessen!“ befögen könnten und nicht bei einem gestreckten Galopp zitterten.

Der Tag der Generalmustierung kam. Steif und gepunktet wie immer erhielt Räck seinen Abschied und die Verdienstmedaille, blickte starr vor sich nieder auf Kalle's Mähne und fühlte seine Augenlider zufallen, als der General ihm einige freundliche Worte sagte. Ihm, dem alten Husaren, der brav gedient und „blank“ im Strafbüche hatte.

Als man ins Lager zurückgeritten war, kam der Gastwirt, der Kalle gekauft hatte, und schrie: „Her mit dem Gaul!“ Da brach es los, und nachdem er dem alten Kameraden zum Abschied leise über die Lenden gestrichen hatte, ging Räck aufs Feld hinaus und weinte wie ein Kind und große Tropfen fielen auf seinen Dolman, den blau-gelben.

Froher, junger Husar! Wenn das Regiment auf dem Marsch ist, wenn die Fahne weht und die Hörner an der Spitze schmettern, wenn die jungen Pferde den Birkenhainen „guten Morgen“ zuschnaußen, wenn die Muskeln sich anspannen und die Brust sich mit jener leidet, übermütigen Freude erfüllt, die ein richtiger Mann sonst nur empfindet, wenn er ein geliebtes Weib in den Armen hält, ein schauelndes Deck unter seinen Füßen fühlt, ein blankes Schwert schwingt oder einen tüchtigen Gaul zwischen den Beinen hat — dann sieht auch einmal nach der Seite des Weges hin, und dann wirst du vielleicht eine gefürchte Wange, einen weißen Schnurrbart über dem Holzaun erblicken und zwei alte schwache Augen deinem stolzen Ritter folgen sehen.

Das ist der alte Husar. Er liebt es, mit seinen trüben Augen seiner alten Schwadron bis zur nächsten Wegkrümmung zu folgen, vielleicht zum letzten Male, und mit bebenden Lippen murmelte er ein Lebewohl für Schwedens stolze Fahne... die blau-gelbe.

Des Pastors Weihnachtsgast.

Bon Alfred von Hedenstjerna.

Man muß ziemlich fest in den Nezen der Liebe verstrickt sein und einen starken Glauben an die unmittelbare Fürsorge unseres Herrn haben, um sich als Pastoradjunkt zu verheiraten.

Beides war der Fall bei Pastor Alm, und deshalb war er auch seit dem vierten Fuß- und Bettage glücklicher Ehemann, und jetzt war es Heiligabend.

Er hatte 300 Mark Gehalt und bekam ebenso viel als Rostgeld und Mietentschädigung, seit er nicht mehr beim Präpositus aß und wohnte. Das machte beinahe zwei Mark für jeden Wochentag aus, und Sonntags müssen Geistliche wohl von Gottes Wort und etwas Aufgewärmtem leben können.

Später kommt freilich hin und wieder ein kleiner, unbefriedeter, zahnloser Engel vom Himmel, aber dann kommt vielleicht auch ein Kalbsbraten vom Freibauern oder ein Käse vom Kirchenvorsteher und damit gleicht sich dann die Sache aus. Aber man darf weder den Gelüsten des Gaumens, noch den

Vorschriften des Modejournals folgen, und die fleißige Hand, die die schadhaften Stellen in dem abgetragenen Rock des Pastors ausbessert, muß flink und sparsam mit den schwarzen Löffeln umzugehen wissen.

Doch nun war es Weihnachten mit Schweinebraten, Reisgrüze und Laugensfisch.

In den Salons des Herrn Adjunkten konnte man sich nicht verlieren. Drei Stuben und Küche, das war alles. Im „Saale“ ein Tisch von gebeiztem Tannenholz, Wiener Stühle, ein perlfarbener Geschirrschrank, ein altes, verstimmtes Klavier, zwei kleine, birkene Fenstertische und ein großer, lithographier Martin Luther. Im Zimmer des Pastors ein altes Ledersofa aus dem Hause seiner Eltern, ein birkener Schreibtisch, tannene Stühle mit Bezügen von zu Hause gewebtem Zeug, zwei gut angerauchte Pfeifen und ein magerer Bücherschrank. Dahinter lag die Schlafstube mit wenig Raum auf dem Fußboden und großen Bettgardinen, alten Möbeln und neuen Leuchtern.

Doch nun war es Weihnachten, und zwei Lampen und acht Lichter warfen ihren Schein auf die frischgescheuerten Fußböden.

Die kleine Frau war nicht hübsch. Ihre Nase trockte den antiken Schönheitsgeschenk und ihr Fuß sprach jeder eleganten Schuhfaçon Hohn. Die Hände waren etwas zu groß und die Augen ein bisschen zu klein; aber die Schönheit der Gesundheit, die Anmut der Jugend und weibliche Wilde machten Frau Alm zu einer ebenso lieblichen Saronsrose, wie sie je ihren Kelch in einem neuen aufgeschlagenen Hirtenzelt entfaltet hat.

Und nun war es Weihnachten, das kleine Heim in Ordnung, und die beiden saßen dicht an einander geschmiegt und warfen prüfende Blicke auf ihren ziemlich einfachen Weihnachtsbaum, den ersten im eigenen Heim. Und der Pastor bewunderte den Zierat, der an der Tanne hing, und konnte nicht begreifen, woher Frau Emma ihn bekommen habe.

Und dann zog er sein Weibchen an sich und fragte sie, ob es ihr nicht grade so ginge wie ihm, wenn er einen eben geschmückten Weihnachtsbaum sähe, könnte er sich eines wehmütigen Gefühles bei dem Gedanken nicht erwehren, daß derselbe nun bald verwelkt, vergessen, bei Seite geworfen würde. Wäre das nicht ein Bild aller menschlichen Freude? Müßte man nicht für sein eigenes Glück beben! Wer könnte wissen, was die Zukunft in ihrem Schoße trüge.

Sie lächelte und antwortete: „Weshalb welkt die Tanne, Gustav? Weil sie von ihrer Wurzel im Waldesshöhe gerissen wird. Draußen trockt sie Sturm und Kälte und wächst um so stärker, je mehr der Nordwind ihre Neste peitscht. Hier drinnen in Licht und Wärme sieht sie dahin und stirbt. Wir sollen uns hüten, unsere Freude von dem Boden loszulösen, in dem sie jetzt erstarkt; wir dürfen nie vergessen, daß keine Weihnachtslichter der Welt der armen Tanne den himmlischen Wind und die Sterne am Himmelszelte ersetzen können.“

(Schluß folgt.)

Sammlung für das Evang. Diaspora-Waisenhaus in Waidhofen an der Thaya, Nieder-Oesterreich, innerhalb der Pfarrgemeinde Timo.

2. Liste (Betrag der 1. Liste 314\$980).

Carijos. 5 Kg. Mus: Frau M. Bläse jun; 5 S Albert Krüger; 2 S Julius Henfels, Karl Piske; 1 S Wilhelm Pieriz, Wilhelm Schmidt, August Siewers, Alma Böhme, Wilhelm Krieser, Emil Wachholz, Wilhelm Piske, Friedrich Schmidt, W. Piske, Peter Schuh, Heinrich Haf, Oswald Pieriz, Oswald Theilader, Ferdinand Mack, Franz Gekner, Friedrich Piske, Lehrer Kunze, Otto Krieser, Heinrich Theilader, Heinrich Kohls, August Kohls, Hermann Teske; 0\$700 Wwe. Schubert; 0\$500 Heinrich Piske, Otto Priebe; 0\$300 Wwe. Schlegel. Zusammen 33\$000.

Beneditto-Novo und Santa Maria. 10\$000 Julius Begalke; 3 S Paul Höltbaum; 2 S Ludwig Beder, Adolf Pawłowski; 1 S Lehrer Fuhrmann, Karl Ziduhr, Julius Lunge, August Remmereit, Fritz Röder, Albert Klitzle, Frau Wollert, August Kroenke, Gustaw Pawłowski, Hermann Baade, August Köpsel, Friedrich Müller, Julius Nehring, Emil Genske, Reinhold Grundmann, Eugen Müller, Josef Holdorf. Zusammen 34\$000.

Aus dem Sprengel Timo. 10 S Albert Manzle, Dr. Wanger; 5 S Karl Auglin, Schneider Dreßler, Adolf Hansen, Luis Benz, Reinhold Adam, Franz Hedler, Albert Klug, Hermann Klug, Julius Bernad, Hermann Brandes, Emil

Buzle, Otto Spieß, Hermann Bebenroth, Hermann Berndt, August Köpke, Karl Buzle, Paul Spieß, Friedrich Höltgebaum, Josef Wollinger jun., Wilhelm Manten; 3\$800 Karl Janke; 3\$ Hermann Hahn, Ferdinand Krüger, Heinrich Heidrich, August Albrecht, August Ewald, Hermann Maaz; 2\$500 August Brandt; 2\$ Albert Kitzke, Karl Erdmann, Friedrich Klug, Wwe. Hanna Stren, Frau Spieß, August Schulze, Albert Schweder, Karl Lutzke, Albert Piske, Wilhelm Gustmann, Otto Kurth, Friedrich Grether, Wilhelm Klug, Witwe M. Kitzke, Hermann Dräger, Emil Zimath, Karl Schwarz, Friedrich Gumz, Karl Löwe, Emil Höltgebaum, Alwin Lindner, Heinrich Schuhmacher, August Benzke, Gustav Müller, Ernst Bolduan, Christoph Schütze, Albert Hardt, Witwe Kleinschmidt, Thella Bürger, August Hauff, August Kurth, Johann Willrich, Reinhard Piske, Gustav Piske, Richard Schley, August Bartel, August Ziduhr, Karl Schröder (Filiale Rodeio), Wwe. Janke, Friedrich Schley, Hermann Blödorn, Luis Ewald, Karl Bohmann, Karl Dumke, Hermann Reguse, Reinhold Baumann, Bruno Reinke, Bruno Scheidemantel; 1\$400 Hermann Müller; 1\$ Franz Erdmann, Friedrich Erdmann, Gustav Schneider, Wilhelm Erdmann, Otto Gumz, Fritz Adam, Walter Maul, Franz Reiner, Jakob Holstein, Otto Holstein, Friedrich Rutsch, Rudolf Deder, Gustav Brandes, Albert Kopsel-Will, Albert Neitzke, August Brehmer, Kar. Jandt, Gustav Manske, Erwin Reguse, Wwe. Radloff; 0\$500 Wwe. Kitzke; 0\$300 Wwe. Ueder; 0\$200 Wwe. Schneider. Zusammen 262\$700.

Cedro Alto. 1\$ Fritz Beier, Wilhelm Schinkel, August Klöhn. Zusammen 3\$000.

Summe der 1. Liste 332\$700, Gesamtsumme 647\$680.

Allen Gebern herzlichen Dank. Pastor Krause.

Liebesgaben.

Eingegangen 2\$500 für die Mission von Frau Maria Bläse sen., Timbo.

Sammelliste der Schule Encano Norte für Liebesgaben: Rs. 11\$500. Wolff, Lehrer.

An unsere Leser.

Es wird herzlich gebeten, den Jahresbetrag von 1\$200 an die Herren Verteiler des Christenboten zu bezahlen. Im kommenden Jahre muß der Preis um 300 Reis erhöht werden, der stets wachsenden Papierkosten halber.

Die Schriftleitung.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 12. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau. Sonntag, 19. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Belchior. Freitag, 24. Dez., 7 Uhr abends, liturgische Weihnachtsfeier in Blumenau.

Sonnabend, 25. Dez., 9 Uhr vorm., Weihnachtsfeier in Blumenau; abends 7 Uhr, Kinderfeier in der Kirche.

Sonntag, 26. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Belha-Tiefe; 3 Uhr nachm., in der Garcia.

Freitag, 31. Dez., 8 Uhr abends, Jahresschlussfeier in Blumenau.

Sonnabend, 1. Jan., 9 Uhr vorm., Neujahrsgottesdienst in Blumenau.

Sonntag, 2. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar.

Sonntag, 9. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. mit Abendmahl in Rückland.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwochs in Altona, Donnerstags bei Ehrhardt in der Belha, Freitags in Itoupava norte, findet nachm. von 3—4 Religionsstunde statt.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 12. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Seraphim.

Sonntag, 19. Dez., Prüfung, Konfirmation nebst Feier des heil. Abendm. in Fidelis.

1. Weihnachtsfeiertag, Gottesd. in Itoupava.

2. Weihnachtsfeiertag, Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sylvestr, Gottesd. in Massaranduba, Schule bei Witte.

Neujahr, Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 2. Januar, Gottesd. in Braço do Sul.

Sonntag, 9. Januar, Gottesd. in Seraphim.

Sonntag, 16. Januar, Gottesd. in Itoupava-Rega.

Die Gottesdienste beginnen früh 9 Uhr.

Pfarrer Ratsch.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 12. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Badenfurt.

Sonntag, 19. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupavazinha.

Freitag, 24. Dez., 8 Uhr abends, Christnachtfeier in Badenfurt.

1. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Badenfurt.

2. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Fortaleza.

Freitag, 31. Dez., 7 Uhr abends, Sylvestrfeier in Testo Central Neujahr, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Sonntag, 2. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 9. Januar, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Badenfurt.

Sonntag, 16. Jan., 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil.

Abendmahl in Fortaleza.

Sonntag, 23. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 30. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo

Pfarrer Kessel.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 12. Dez. 9 Uhr vorm.: Gottesd. und heil. Abendm. in Carijos; 3 Uhr nachm.: in der Obermulde.

Sonntag, 19. Dez., Gottesd. in Benedito-Novo.

1. Weihnachtsfeiertag, Gottesd. in Timbo.

2. Weihnachtsfeiertag, Gottesd. in Cedro Alto.

Mittwoch, 29. Dez., 8 Uhr., Aufnahmeprüfung der Konfirmanden in Carijos.

Neujahr, Gottesd. in Rio Adda.

Sonntag, 2. Januar, Gottesd. in Santa Maria.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 12. Dez.: Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 19. Dez.: Konfirmation mit Abendmahlfeier in Rib. Grande.

1. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm., Gottesd. u. heil. Abendm. in Pommerode; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Testo Central.

2. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Rio Serro;

3 Uhr nachm., Gottesd. in Ober-Rega.

Montag, 27. Dez., Gottesd. in Benjamin Constante.

31. Dez. 8 Uhr abends, Sylvestrfeier in Pommerode.

Neujahr, Gottesdienst in Pommerode.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Nach den Weihnachtsgottesdiensten wird in allen Gemeinden die jährliche Kollekte für den Evang. Gemeinde-Verband eingesammelt.

Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 12. Dez. 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 19. Dez., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Bornfleth.

Evangelische Gemeinde Bella Aliança.

Sonntag, 12. Dez., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Pouso Redondo bei Herm. Reif.

Sonntag, 19. Dez., 9½ Uhr vorm., Gottesd. im vorderen Trombudo bei Herm. Kurth; 3 Uhr nachm., im großen Trombudo, Schule.

1. Weihnachtsfeiertag, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Südarm; 7 Uhr abends, liturgische Weihnachtsfeier am Südarm.

Neujahr, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Matador.

Sonntag, 2. Jan., 9½ Uhr, Gottesd. am Salto bei Friedrich Sievers.

Sonntag, 9. Jan., 9½ Uhr vorm., Gottesd. am Tayó.

Sonntag, 16. Jan., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in P. Redondo.

Pfarrer Hahn.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 12. Dez.: Gottesd. in Campo Mlegre.

Sonntag, 19. Dez.: Gottesd. in S. Bento u. Serrastr., Km. 82

Freitag, 24. Dez., 7 Uhr abends, Christvesper.

Sonnabend, 25. Dez., Weihnachtsfestgottesd. in S. Bento.

Sonntag, 26. Dez., Weihnachtsfestgottesd. in Humboldt.

Sonnabend, 1. Jan., Neujahrsgottesd. in S. Bento, anschl.

Feier des heil. Abendmahls.

Sonntag, 9. Januar, Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 16. Januar, Gottesd. in Humboldt.

Sonntag, 23. Jan., Gottesd. in S. Bento und Serrastraße.

In S. Bento findet jeden Montag von 2—3 Uhr und in der Serrastraße jeden Donnerstag von 12—1 Uhr Religions-

Pfarrer Dittmann.